Ein Brief des Vicomte de La Rochefoucauld

Autor(en): **La Rochefoucauld**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **- (1931)**

Heft 6

PDF erstellt am: **19.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-853382

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Ein Brief des Vicomte de La Rochefoucauld

Deutsch von Leo Graf Lanckoroński

Der 51. Brief.

Seit acht Monaten hege ich vor Ihnen ein Geheimnis, mein lieber Onkel, und zwar aus Mangel an Vertrauen, nicht sowohl zu Ihnen als vielmehr zu mir, denn ich fürchtete, ich möchte das Unternehmen, um das es sich handelt, nicht so löblich beenden, wie ich es begonnen. Hätte ich aber – fast schon im Hafen – Schiffbruch gelitten, dann hätten Sie sich über mich lustig gemacht. Andererseits wünschte ich nicht, durch die Furcht hiervor geleitet zu werden. Doch Sie sollen alles zu hören bekommen. Heute übrigens, weit davon entfernt, Ihnen Verschwiegenheit zu empfehlen, wäre ich weder darüber ärgerlich, noch erstaunt, wenn Sie mein Erlebnis gleich den Erlebnissen der « großen Männer » drucken ließen, und ich darf bemerken, daß ich mich zum mindesten mit Scipio verglichen wissen möchte.

Ich kam von dem unglücklichen Grafen v. C... Eine sehr in die Länge gewachsene Beratung hatte den ganzen Abend in Anspruch genommen. Es war bereits 10 Uhr. Ich ging zu Fuß, und das in höchst schlichtem Kleide. Mein Nachtmahl mußte längst fertig sein, und ich beeilte mich sehr, um durch die Tuilerien die andere Seite der Brücke zu erreichen. In der Allee war es mir plötzlich, als ob jemand gelacht hätte. Ich kehrte um, lauschte und erkannte, daß es Seufzer waren. Die Person, von der das Weinen ausging, war allein. Der Mond schien durch die Bäume, und im Näherkommen glaubte ich ein junges und blütenweißes Gesicht unterscheiden zu können und einen vollendeten Wuchs. Ich stellte einige Fragen, bot meine Dienste an und spendete Worte des Trostes. Man beklagte sich über erlittene Zudringlichkeit und Gewalt. Ich erlaubte mir darob zu bemerken, daß man allem Anschein nach jene nicht fürchte und zu dieser keinen Anlaß böte, zumal man sich an solchem Ort und zu solch unziemlicher Stunde dem Zufall preisgebe.

Inzwischen hatte ich die Gelegenheit benützt, um mich des Vorhandenseins eines sehr wohlgebildeten Halsansatzes zu vergewissern. Bei dieser Unternehmung hatte ich es nicht bewenden lassen, und alle anderen waren mir gleichermaßen glücklich ausgeschlagen.

Meinem Gefühl boten sich Formen von höchster Lieblichkeit; eine Haut, weich und geschmeidig; Spannung und Widerstand allenthalben, kurz, alle Anzeichen der ersten Blüte. Ich genoß die Freuden eines Blinden. Dabei erhöhte sich die Ehrerbietigkeit meiner Rede in gleichem Maße als diejenige meiner Handlungen nachließ. Ich verspürte, um die Wahrheit zu gestehen, die angenehmste Zerstreuung, es gelang mir aber durchaus nicht, meine Empfindungen zu übertragen, und dieser Zwiespalt verstimmte mich sehr. Die Reize, die sich meinem Belieben darboten, erschienen mir seltsam frisch und unberührt, wenn sie schon häufig derartigen Feststellungen ausgesetzt gewesen sein mögen, und es gehörte entweder sehr viel oder sehr wenig Unschuld dazu, alles so unerschüttert hinzunehmen. Von Angst konnte nicht mehr die Rede sein; ich hatte im Gegenteil das Gefühl, beruhigend zu wirken.

Es verlockte mich, die betrübte Schöne zu fragen, was es denn eigentlich mit der Zudringlichkeit und den Zudringlingen für eine Bewandtnis habe, die ihr so viel Kummers bereiteten, während sie mit ungemessener Güte mir die größten Freiheiten gestattete. Da verdoppelten sich ihre Tränen, meine Liebkosungen aber wurden zärtlicher und sittsamer, und schließlich gelang es mir, nicht ohne einige Mühe zu erfahren, oder eigentlich mehr zu erraten, daß die bitterste Not sie zur Verzweiflung getrieben hatte. Vergeblich war sie bemüht gewesen, ihr tägliches Brot zu erarbeiten, stets gewärtig, ihr Zimmer gekündigt zu bekommen, da sie die Miete nicht aufbringen konnte. Schließlich hatte man ihr die Hilfsquellen gepriesen, welche nächtlicherweile in den öffentlichen Anlagen zu erschließen waren. Lange hatte sie geschwankt zwischen der Seine und den Tuilerien. Ja, als sie den Pont Royal überschritt, war sie nahe daran gewesen, sich hinabzustürzen, aber dann hatte der Gedanke an ihren Vater, der irgendwo in der Provinz langsam Hungers starb, und auch wohl eine gewisse Kraftlosigkeit unrühmlicherweise die Oberhand gewonnen, und so ließ sich denn die Ärmste dazu herbei, ihren Händen und denen der anderen alles zu gestatten, was die demütigende Rolle, die sie auf sich nahm, nur irgend erforderte.

Zum Unglück war sie wenig zartfühlenden Herren begegnet, die für ihre ausgezeichneten Eigenschaften keinen Sinn hatten, weder Maß noch Vernunft kannten und gleich alles von ihr verlangten, was man nur irgend verlangen kann, um ihr alsdann ein Nachtessen in Aussicht zu stellen. Als sie sich nicht gefügig zeigte, wurden sie böse und ließen ihr die Wahl, entweder nun doch sofort mitzugehen, oder aber der

Wache übergeben zu werden, die sie gleich einer Dirne in die Anstalt schleifen würde.

Mein Erscheinen bewirkte, daß sich die Unholde verzogen oder doch wenigstens verborgen hatten, aber das Mädchen fürchtete, sie möchten wieder erscheinen, und dieser Furcht allein hatte ich jene selbstvergessene Hingabe zu verdanken, die ich mir anfänglich nicht zu erklären wußte.

Ohne jede Andeutung eines kränkenden Mißtrauens versicherte ich ihr, daß sie unser Zusammentreffen nicht zu bereuen haben würde, daß ich aber gewillt sei, nicht hier, sondern in ihrer Wohnung in zuverlässigerer und nachhaltigerer Weise ihr meine Hilfe angedeihen zu lassen. Nur sehr ungern nannte sie mir Namen und Straße. Offenbar hatte sie das Gefühl – und ich verstehe das sehr gut –, daß bisher alle die von mir so eingehend durchforschten Herrlichkeiten ihrer Person eigentlich garnicht zugehörten. Vielleicht auch fürchtete sie, ich könnte meinerseits auf diese nunmehr einen berechtigten Anspruch erheben. Zuweilen sogar kam es ihr in den Sinn, ich sei ein verkappter Polizeioffizier und wolle sie einsperren lassen.

Es gelang mir schließlich, ihre Bedenken zu zerstreuen. Sie bat mich inständigst, ich möchte sie doch bis über den Pont Royal hinübergeleiten, so groß war ihre Furcht vor einer neuen Begegnung oder gar vor der Wache. Dann trennten wir uns. Meine Großmut beschränkte sich auf zwei Taler, wovon ich ihr den einen gleich in der ersten Minute gegeben hatte und den andern zum Abschied, und mein Gedanke dabei war nicht eben hochherzig; mir lag nämlich daran, sie nicht durch allzu große Freigebigkeit in die Lage zu versetzen, auf meine Unterstützung zu verzichten und mir womöglich eine falsche Adresse angeben zu können.

Das Schicksal hatte bestimmt, daß mir dieses Abenteuer nichts als Entsagungen bringen sollte. Die erste war das Nachtessen; ich traure ihm nicht nach. Die zweite war der Schlaf. Auf dem Pont Royal nämlich war es hell genug, daß ich ein sehr hübsches Gesichtchen hatte erkennen können, durchaus würdig des übrigen. Die Vorzüge des Mädchens hatten sich mir einer nach dem anderen offenbart, wie das so üblich ist; immerhin muß man zugeben, daß hier die Reihenfolge von der Regel abwich. Alles das wirkte auf meine Einbildungskraft. Mir erschien Rosalie – das war ihr Name – als ein vom Unglück geschlagenes Geschöpf, aber sie erschien mir zugleich als ein sehr reizendes Kind. Ich war fest entschlossen, sie am nächsten Morgen aufzusuchen, und wußte

auf Ehre und Gewissen nicht genau, ob ich ein Werk der Liebe oder der Nächstenliebe vollbringen würde.

Kurz vor Mittag machte ich mich auf den Weg. Es war ein Sonntag, und Rosalie war in der Kirche. Ich verhandelte mit ihrer Wirtin. Ich sagte, ich käme im Auftrage eines Verwandten, um mich danach zu erkundigen, ob sie auch keinen lüderlichen Lebenswandel führe und an nichts Mangel litte. Die Wirtin versicherte mir, sie führe einen rechtschaffenen Lebenswandel und litte Mangel an allem. Sie sei bei der Arbeit sehr geschickt und sehr ausdauernd. Ihre Ersparnisse habe sie nach Hause geschickt. Bald darauf aber sei sie erkrankt, und die Krankheit habe sie nicht nur Zeit und Kundschaft gekostet, sondern ihr auch Schulden eingebracht. Sie könne es immer noch nicht aufholen. Sieben Monate Miete, der Monat zu sechszehn Franken, seien ein Vermögen für Fräulein Rosalie. Es sei ihr sehr schmerzlich, aber sie müsse ihr kündigen, denn sie sei leider nicht in der Lage, andere zu unterstützen. Sie tue es in diesem Augenblick ganz besonders ungern, da sie die Verlegenheit dieses braven und freundlichen Mädchens sehr wohl fühle. Ich fragte sie, ob dieses brave und freundliche Mädchen in Paris Bekanntschaften habe und häufig ausgehe. « Niemals » antwortete sie. « Gewöhnlich geht sie mit mir zusammen in die Kirche. Heute morgen aber hatte ich zu tun, und da habe ich sie gebeten, erst gegen Mittag und dann ohne mich zu gehen. Ich glaube, es ist das zweite Mal, daß sie allein ausgeht. Gestern abend war sie fort, von sechs Uhr bis um elf. Ich machte mir schon Gedanken. Aber sie war von einer mildtätigen Person aufgehalten worden, die sich ihrer annehmen will und ihr sogar zwei Taler schenkte, die sie mir übrigens für den Bäcker abgegeben hat. »

Mir trat aus dieser Erzählung alle Wahrheit entgegen, die nur irgend hatte darin sein können. Ich gab drei Louis d'or für die Miete und die Bedürfnisse des Augenblicks. Die Wirtin meinte, das sei genug. Außerdem wollte ich mir einen Vorwand offen halten, um wiederkehren zu können, und wollte mehr wie ein Beauftragter auftreten, der auf den Pfennig schaut, denn als Freund, dem es nicht darauf ankommt.

Einen zweiten Besuch machte ich erst nach einigen Tagen. Die Zeit wurde mir lang. Schließlich ging ich hin. Ich fragte nach Fräulein Rosalie, worauf man mich nach einem Kämmerchen im fünften Stockwerk wies. Hätte sie zu ebener Erde gewohnt, mein Herz hätte beim Eintreten nicht minder stark geschlagen. Kaum hatte ich die Türe geöffnet, als sie errötete und sich mir bebend zu Füßen werfen wollte.

Ich sah die Verwirrung, die ich in diesem engelgleichen Wesen entfesselte und geriet in Versuchung, meinerseits vor ihr in die Knie zu sinken. Im Zimmer stand nur ein zerbrochener Stuhl und ein Bett. Auf diesem letzteren ließ ich sie Platz nehmen, und ich setzte mich neben sie.

Mein Herr Onkel, wenn Sie in diesem Augenblick nicht um mich zittern, dann haben Sie ein Herz von Stein. Das meine erwies sich aus anderem Stoff. Aber was uns rettete, war, daß sie von den Tuilerien zu sprechen anfing. Das hieß sich mir auf Gnade und Ungnade ergeben, und ich fand es schimpflich, von ihr etwas zu fordern, was sie mir nicht versagen konnte. Ich hatte das, was sie öffentlich für einen Taler feilgeboten hatte, doppelt und dreifach bezahlt und brauchte sie weder zu rühren noch gar zu verführen. Ihre Tugend stand in meiner Macht und ganz und garnicht mehr in der ihren. Ich glaubte mich gewissermaßen für sie verantwortlich, und so geschah es denn, daß ich mit Rosalie weinte, anstatt bei ihr zu schlafen.

Ich nahm ihr das Versprechen ab, niemals mehr – auch nicht mir gegenüber – den Beginn unserer Bekanntschaft zu erwähnen. Aber wir einigten uns dahin, daß sie stets auf diese zurückgreifen sollte, daß ich öfters kommen würde, um sie zu sehen, und daß wir gemeinsam darauf sinnen wollten, wie ihr zu helfen sei. Dann beendete ich den Besuch so rasch ich konnte, denn ich fühlte, wie meine Bewegung wuchs, da die ihre sich sänftigte. Je sicherer sie wurde, desto mehr Furcht bekam ich vor mir selbst. Meinen Namen verschwieg ich, aber ich gelobte, sie nicht aus den Augen zu verlieren, und ließ sie ihrerseits mir versprechen, daß sie ihre Wirtin immer instand setzen würde, mir Nachricht von ihr zu geben, falls sie ausziehen sollte.

Seit diesem Tage bin ich wohl zwanzigmal wieder dort gewesen, zwanzigmal war ich in Versuchung, zwanzigmal habe ich widerstanden. Ich küßte sie, wie man eine Schwester küßt, die schön ist, und die man lieb hat. Zuweilen küßte ich sie sogar auf den Busen, aber recht hoch oben. Dabei war es sicher keine der leichtesten Anfechtungen, die ich zu bestehen hatte, daß wir zusammen immer auf dem gefährlichen Bette sitzen mußten.

Ihre Unterhaltung war kindlich und liebenswürdig. Sie arbeitete viel, obschon ich ihr so viel gab, daß sie darauf hätte verzichten können, und obschon ich sie mit Büchern versah. Sie liebte das Lesen mit Leidenschaft.

Sie zeigte sich mir gegenüber völlig unbefangen, und darin lag ihre

Stärke. Zwei einander ganz entgegengesetzte Stimmungen waren ihr Schutz: in ihrer bis zur Demütigung reichenden Verlegenheit empfand ich mit ihr Mitleid, und in ihrem bis zum Leichtsinn reichenden Vertrauen empfand ich vor ihr Achtung.

Alle diese Einzelheiten, an die ich mich mit Vergnügen erinnere, werden Sie, mein lieber Herr Onkel, vielleicht langweilen. Es steht bei Ihnen, ob Sie mich bewundern wollen oder sich über mich lustig machen.

Nach sechs Monaten der Besuche und Versuchungen gelang es mir mit Hilfe der Wirtin, für meine liebenswürdige Rosalie eine gute Stelle als Kindergärtnerin zu finden. Seit zwei Monaten ist sie dort. Sie hat ihren Dienst sauber ausgestattet angetreten und im Besitz einer kleinen, mit Sorgfalt ausgewählten Bibliothek, die ihr zu Nutz und Ehre gereicht; aber ohne Geld, denn sie hat alles ihrem Vater geschickt. Man ist von ihr entzückt, und sie ist entzückt von ihrer Stelle. Ich meinerseits versuche, den Glanz meiner guten Tat nicht durch den Schatten einer lästerlichen Reue zu verdunkeln.

Leben Sie wohl, mein Herr Onkel. Ich weiß, Sie sind mir zu sehr wohlgeneigt, als daß ich mich wegen der Länge meiner Erzählung entschuldigen müßte. Habe ich denn nicht Ihnen gegenüber die Verpflichtung und mehr noch das Bedürfnis, alles zu gestehen? Lassen Sie mir nun eine Belohnung zukommen. Entschädigen Sie mich durch Ihre Zustimmung für mein Opfer. Ja, seien Sie darauf sogar ein wenig stolz. Hätte ich nicht gewußt, daß ich es Ihnen würde anvertrauen dürfen, dann hätte ich vielleicht nicht die Kraft besessen, es zu vollbringen.

Wenn man einem so ehrenfesten Manne ergeben sein darf, wie Sie es sind, dann wird man selbst ein ehrenfester Mann, ob man will oder nicht.